

NACH-
GELASSENES
UND WIEDER-
GEFUNDENES

MARCEL
PROUST

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5413

Nach Abschluss der Frankfurter Ausgabe wurden mehrere Schriften Prousts entdeckt, vor allem Jugendschriften, die deutschen Lesern bislang unbekannt waren. Außerdem finden sich in dem unerschöpflichen literarischen Fundus des Proust'schen Nachlasses zahlreiche innerhalb der Frankfurter Ausgabe noch nicht publizierte Entwürfe, die besondere Beachtung verdienen. Sie alle werden in diesem Band versammelt und kommentiert.

Die ersten Texte stammen aus der Schulzeit. Es sind Beiträge für die von Proust und seinen Klassenkameraden am Lycée Condorcet herausgegebenen Schülerzeitschriften. Schon Prousts Beiträge in der Zeitschrift *Le Mensuel* zeigen einen vielseitigen jungen Literaten mit höchst amüsanten und für seine Kunstauffassung aufschlussreichen Berichten zum Tagesgeschehen: zu Gemäldeausstellungen, Vorträgen, der aktuellen Mode.

Die zweite Abteilung des Bandes enthält mit eigenständigen Episoden, die in keines von Prousts Werken Eingang gefunden haben, eine überraschende Vielfalt an ganz neuen und doch seltsam vertrauten Themen, Gedanken, Motiven. Diese Passagen sind nicht nur für Proust-Kenner von größtem Interesse, für die sich hier ein unerwarteter Einblick in den Entstehungsprozess seines größten Werkes ergibt. Sie bieten, in der eleganten Übersetzung von Melanie Walz, auch ein besonderes Lesevergnügen.

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

MARCEL PROUST

Nachgelassenes und
Wiedergefundenes

Supplementband
zur Frankfurter Ausgabe

Suhrkamp

Diese Ausgabe bildet den Supplementband der Frankfurter Ausgabe
der Werke von Marcel Proust, herausgegeben von Luzius Keller.

Aus dem Französischen von Melanie Walz.

Die Übersetzung wurde gefördert mit einem Literaturstipendium
der Stadt München

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

suhrkamp taschenbuch 5413

© der deutschsprachigen Ausgabe
2007, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47413-6

www.suhrkamp.de

Nachgelassenes und Wiedergefundenes

ERSTER TEIL

TEXTE AUS DEN JAHREN 1887-1908

CAUSERIE ÜBER DAS THEATER

Es gibt einen Eindruck¹, den ich bei *Horace* empfunden habe und den ich Ihnen mitteilen will, nicht aus Liebe zum Paradox, sondern aus schlichter Aufrichtigkeit. Unter Gebildeten eines bestimmten Niveaus gilt es als Gemeinplatz, daß die Tragödie des siebzehnten Jahrhunderts keinerlei Lokalkolorit kenne. Selbst Klassiker und Romantiker sind sich darin einig – mit dem einzigen Unterschied, daß die einen es begrüßen und die anderen es bedauern. Nun denn, mein Eindruck war, daß es kaum etwas Römisches geben könne als *Horace*. Ich verfüge weder über die Zeit noch über die Anmaßung, Ihnen dies ausführlich darzulegen: Doch ich bitte Sie, sehen Sie denn nicht die ganz und gar römische Wesensart dieses alten Horatius? Zuerst opfert er alles der Sache Roms, was nebenbei gesagt auch dem jungen Horatius eigen-tümlich ist. Und jetzt, ist er jetzt genügend *pater familias*, der alte Krieger? Ist uns deutlich genug bewußt, daß er über Leben und Tod seiner Kinder gebietet?

Ist er schrecklich genug und römisch genug, wenn er »der Götter oberste Gewalt bezeugt«², indem er seinen Sohn töten wird, der die Flucht ergriffen hat? Es heißt, Saint-Marc Girardin habe auf diese Wesensart des *pater familias* hingewiesen. Folglich habe ich eine Autorität auf meiner Seite. Und finden Sie etwa nicht, daß in diesen männlichen und vollen Versen ebenso wie die Liebe zu Rom das Gefühl für die Größe der Ewigen Stadt vibriert? Finden Sie nicht, daß *Horace* ebenjenes Romhaftest der *Äneis* bedarf, damit einen nicht die Lachlust ankommt (aber nicht bei Paul Mounet³), wenn man einen Schauspieler mit großer Geste sagen hört: »Die Götter

diesen Ruhm *unserem* Äneas zugeschrieben?¹ Und nun läßt mich ein Zweifel innehalten: Habe ich mich vielleicht getäuscht? Wollte ich Ihnen doch zum Abschluß als *unübertraffen* römischen Charakter den des Valerius nennen. Wie Sie wissen, konnte d'Aubigné² sich mit dessen langer Rede im fünften Akt und ihrer langatmigen Widerlegung nicht anfreunden: Er hätte sich ein Duell gewünscht. Corneille erwiderte, ein Franzose hätte sich geschlagen, als Römer hingegen diskutiere und plädiere man! Das Lokalkolorit ist also bei Corneille (ich muß nicht eigens sagen, daß es gänzlich moralisch, innerlich, im Charakter beschlossen ist) wohlüberlegt, vorausbedacht, beabsichtigt. Ich sage mir jedoch: Dieses spezifisch Römische des Plädierens, dieser Advokatengeist, das ist Corneilles Geist. Rodrigue ist ein Advokat, Chimène ebenfalls, Don Diègue ebenfalls, Géronte ebenfalls und alle anderen. Also habe ich mich geirrt. Was ich als Lokalkolorit auffaßte, ist nur unerklärlicher Atavismus, und wenn Corneille seinen Helden eine Seele verleiht, die wir für die der alten Römer halten, ist diese Seele die seine, erhaben und subtil zugleich, aus Heroismus und Vernunft zusammengefügt, die Seele eines patriotischen Soldaten und eines geduldigen Advokaten. Zudem ist dies ohnehin das einzige Lokalkolorit. Nach so vielen Widersprüchlichkeiten wage ich keinen Schluß mehr zu ziehen . . .

Marcel Proust

Kürzlich las ich Brunetières Artikel¹, über den ich gerne sprechen würde. Von Gautier habe ich nur *Le Capitaine Fracasse*² gelesen, doch sei's drum, was ich schreibe, erhebt keinerlei Anspruch darauf, eine bedeutende Kritik zu sein.

Monsieur Brunetière nennt Théo – so nannten ihn seine engen Freunde – einen romantischen Malherbe: Malherbe und Théo, hier der sauertöpfische Sittenrichter, Feind der Griechen und des Pittoresken, dort der langhaarige Dichter, der leidenschaftliche Liebhaber des Mittelalters; der eine von karger Phantasie, der andere voller Schwung und Leben. Ich habe von ihm nur *Fracasse* gelesen, was gäbe es Entzückenderes? Ein rabelaisianischer Stil mit Rabelais' bezauberndsten Eigenheiten, der Stil eines Malers, eines Künstlers. In der Renaissance sucht Gautier das Pittoreske, als Flaneur spaziert er, streift umher als Neugieriger: Er verharrt vor einem Schloß, vor einer Schenke, vor dem Pont-Neuf, er erweckt das Paris Ludwigs XIII. zu neuem Leben. Es ist, als mache er Studien, als skizziere er nonchalant und anmutig: zuerst einige Striche, dann wiederholt er sie, bestückt zuletzt sein Bild mit Farben. Seine Phantasie verzeichnet, bemerkt alles: die geringsten Einzelheiten, die kleinsten entlegenen Winkel; er berührt, geht weiter, streift; er führt uns spazieren, und wir folgen ihm. Jenes alte verstaubte Schloß weckt sein Interesse, und er will es schier nicht mehr verlassen; er durchstöbert es, steigt hinauf, so daß unter seinen Schritten die vermoderten Treppenbretter knarren; nun ist er im Ahnensaal, wo ihn alte Porträts der Vergangenheit anblicken, er greift zu zarten Tönen; wir gelangen in den Turm, er greift zu kräftigen Farben: Diese Bruchbude aus vergangener Zeit ist sein größtes Entzücken.

Der Unselige hat keinerlei Ideen, ruft Monsieur Brunetière. Was verlangt er denn? Philosophie? Theorien über die Maschinen? Algebraische Rechenkunststücke? Wir leben in völliger Dekadenz, Frankreich wird zu Byzanz – beunruhigt Sie das? Gewiß nicht – was gäbe es Reizenderes als die Dekadenz: Sie ist das Ideal, das *far-niente* des Geistes, um den man sich nicht bemüht, man schreibt als Dilettant, man kritzelt, auf den Ellbogen gestützt, mit der Pinselspitze, man sucht nach Posen: Gautier ist Dekadenter im besten Sinn des Wortes – ein Byzantiner, ein fauler Künstler; nichts an ihm atmet den Gelehrten, den Historiker, den Brunetière sich wünscht; er ist Maler, sieht nur das Äußere; und das grämt ihn nicht weiter; wagte ich es, vergliche ich ihn – mit Malherbe? O nein, sondern mit France¹, denn ebensowenig wie dieser hat er Ideen, und wie dieser hat er nichts als die Anmut. Sollte ich jemals in Platons Manier eine Republik gründen, gründete ich sie auf die völlige Dekadenz; die Ideen wären aus ihr verbannt, die Bürger betrachteten den Himmel und träumten.

ANKÜNDIGUNG

Le Lundi wird ein . . . Stück veröffentlichen, *La Première Matinée de mai*. Der . . . Verfasser bittet den Leser, ihm zu gestatten, vorab zu erläutern, daß der Titel auf eine poetische Gepflogenheit im England des sechzehnten Jahrhunderts anspielt. »Alle jungen Leute der Stadt, Jungen wie Mädchen, machten sich auf und gingen zusammen in den nächsten Wald. Dort verbrachte man die Nacht, singend, tanzend, küssend, usw. usw. . . .« (François-Victor Hugo²). Wenn man *La Première Matinée de mai* liest, wird man begreifen, worin das Fest bestand. Ich wollte

lediglich zeigen, daß es sich dabei nicht (was das Wesen der Sache betrifft) um ein bloßes Phantasiegespinst handelte. Ohne bis zu Chaucer zurückzugehen, erinnere ich Sie daran, daß Lysander, Hermias zärtlicher und gezielter Liebhaber, zu ihr sagt: »Und in dem Wald 'ne Meile von der Stadt, Wo ich einmal mit Helena dich traf, Um einen Maienmorgen zu begehn; Da will ich deiner warten« (dritte Szene¹ des *Sommernachtstraums*). François-Victor Hugo sagt, die Puritaner hätten diesen heidnischen und keltischen Brauch bekämpft.

Eben deshalb gefällt er mir; es muß köstlich gewesen sein, sich im sechzehnten Jahrhundert für eine Nacht der religiösen Nüchternhheit der Zeit zu entziehen und im Nacherleben der alten keltischen und naturreligiösen Träume, umfangen von geheimnisvollen Nebeln und im tiefen Laub, vor Sonnenaufgang zu erbeben, indes das Blatt erzitterte, bläulich gefärbt vom Licht des Mondes, den die Kobolde bei ihren luftigen und wunderlichen Tänzen hochhielten.

KOMMENTAR ZU EINER ERZÄHLUNG

von JACQUES BIZET

»Es ist eine bezaubernde Erzählung, deren Gegenstand recht ansprechend gewählt ist. Die Geschichte eines Verigers ist eines der melancholischsten Sujets, die es gibt. Und zugleich ist sie eines der zutiefst menschlichen, eines der am schwierigsten zu verstehenden, eines der am rätselhaftest unbegreiflichen. Selbstverständlich bist Du viel zu jung, um dies philosophisch erwogen zu haben. Wenn Du es in vielleicht drei Jahren nochmals angehst, wirst Du gewiß nicht versäumen, Deinen Georges Royer als ausgesprochen intelligent darzustellen – doch unterworfen einer schmerzlichen und – letztlich – äußerst rät-

selhaften Kraftlosigkeit. Du allerdings wirst sie verstehen und erklären können, wenngleich Du erkennen wirst, daß die Erklärung uns mit recht betrüblichen, aber unanfechtbaren Gesetzmäßigkeiten konfrontiert. Dann wird Dir Dein ursprünglicher G. Royer nicht nur äußerst oberflächlich erarbeitet erscheinen, sondern vor allem ziemlich voller Konventionen, ein äußerst künstliches, ziemlich schwaches Leben lebend. – Was nichts daran ändert, daß es so hübsch ist, daß ich beim Lesen weinen mußte. Vielleicht wirst Du jetzt denken, daß meine Freundschaft mich parteiisch macht. – Sei bemüht, beklagenswerte Formulierungen zu vermeiden wie »bei einer bedeutenden Beerdigung« usw.«

EMPFEHLUNGSSCHREIBEN AN MADAME URGÈLE, FEE,
FÜR DANIEL HALÉVY, BÜHNNENKÜNSTLER

Madame,

da er Sie überaus fromm verehrt und Sie liebt, wie es sich gehört, bitten wir Sie, ein wenig Ihres unverwelklichen Zaubers darauf zu verwenden, von dem Vater aller Dinge zu erwirken, daß unser junger Ephebe mit allem wünschenswerten Einfallsreichtum die »funkelnden« Verse Monsieur Théodore de Banvilles vortragen möge. Sollte diese Eröffnung für Ihren Geschmack, Madame, ein wenig zu sehr im Stile derjenigen ausgefallen sein, wie sie Monsieur Lemaitre in einigen Jahren verfassen wird, wollen wir dennoch nicht alle Hoffnung fahren lassen. Wäre es Ihnen lieber, wenn ich mit dem Beistand Madame Sarah-Bernahrds [sic] für einen Augenblick Monsieur Catulle Mendès sein Horn entwendete, um triumphierend hineinzustoßen? Ganz wie Sie wünschen, Madame. Bei den blühenden Lilien unter dem Schnee Eu-

rer siegreichen Brust, bei den erglühenden Rosen in der Glut Eurer glorreichen Ellbogen, rötlich schimmernd in Morgenrottonen und belebt von Blüte und Juwel des orogenen Purpurs eines Mals¹, bei dem verworrenen Gold, bei der wirren Herrlichkeit des falben Gewirrs Eures ambrosischen Schopfes . . . bitte ich Euch, Madame, diesen jungen Mann zu inspirieren und zu bewirken, daß der Flügelschlag einiger flüchtiger Reime bis an die Scheidewand meines Ohres gelangen möge.

Wir empfehlen uns Ihnen, Madame, mit dem Ausdruck unserer hochachtungsvollsten Bewunderung und renanistischen Ironie, denn unserer Ansicht nach ist *Le Baiser* nichts als die bezaubernde, wenn auch vernünftige – oh! und wie – Phantasterei eines bezaubernden Geistes, der sich amüsiert. Das denken wir, Madame, sagen es aber nicht.

Nein, ich versichere Ihnen aus Eitelkeit und aus Furcht vor allem Veralteten (laute Stimme des Schuldirektors: Ist das so, Halévy? – Halévy? Ist das richtig, Halévy?) (Die Miene des Zensors, perlmuttfarben und rosig, verschwimmt und zerfließt zu einem entrückten Lächeln) und mehr noch, weil wir vor allem anderen fürchten, mit gewissen Geistern verwechselt zu werden, denen keinerlei Verdienst daraus erwächst zu behaupten, *Le Baiser* sei kein Meisterwerk, da sie von seinem Glanz nicht geblendet wurden, da sie es nicht *lieben*. Wir hingen *lieben* es, es hat uns reinsten Genuss verschafft, und wenn wir es nicht als Meisterwerk anerkennen, dann aus jener erhabenen Weisheit und unerschütterlichen Vernunft heraus, welche uns der fesselndsten Wollust zu versichern verstehen, die ebenso sehr die Sinne zu erfreuen vermag wie die Verse Stéphane Mallarmés oder sogar Théodore de Banvilles.

Ihr Freund, wenn Sie gestatten,
Marcel Proust

FÜR DANIEL HALÉVY,
IHN WÄHREND DER ERSTEN VIERTELSTUNDE
NACHSITZEN BETRACHTEND

Mild ergießt die Sonne ihre goldenen Tränen
In der ehrwürdigen schlafenden Tanne Frieden,
Mild sät die Sonne weiße Flecken
Auf der blauen Vinca Blüten zu den Füßen alter Tannen.

Mild sind der Sonne Opale vergangen
Auf der Seen Kühle, von bleichen Nebeln umfangen
Morbider Traum! . . . O grausamer König, junger
Schlächter,
Des schweren Schlafs des Schweißes bedrückender Vater.

Du quälst seit ewiger Träume Beginn
Nervige Männer, reizende Jungfrauen,
Führst ein den Stachel des Bösen in ihr Nichts,
Schaffst, o bedrückender König, an der Sonne
Überdruß,

Und ich spüre, wie ich mich erzürne ob der
schmerzlichen, der trägen
Pracht der Sonne und Faulheit der Augen,
Schlafend zur Mittagszeit im Schatten des schweren
Sonnenlichts.

Denn durch den schlechten Traum gebannt du
mich hast
An deinen abscheulichen Palast.
Bis an mein Ende, o Sonne. Und so verfluche ich dich,
Und jeden Tag will ich zur Ader lassen dich, will
deinen Tod,
Fluche ich dir im Namen der bleichen Gesellen
der Nacht,
Die es, von ihrem heroischen und beunruhigenden
Traum enttäuscht,

Dürstet nach dem Zwielicht aus Metall,
Und die dir fluchen, König, grausam, wild und grell,
Der Nächte erblauender Frische eingedenk
Nahe den mystischen Katzen

PÄDERASTIE

Hätte ich einen Sack voll des Silbers, Golds oder
Kupfers,
Und ein wenig Feuer in Lenden, Lippen oder
Händen,
Der Eitelkeit entratend – Rösser, Ämter oder Bücher –,
Enteilte ich dorthin, gestern, heute abend oder
morgen,

Zum himbeersaftgetränkten Rasen – karmin oder
smaragden! –,
Frei von ländlichem Verdruß: Wespen, Tau oder Winter,
Wo mit einem süßen Knaben, Jacques, Firmin
oder Pierre,
Ich für allezeit wollte schlafen, lieben oder leben.

Hinweg mit Spießers furchtsamer Verachtung!
Tauben, schneit! Singet, Ulmen! Äpfel, nehmt an blonde
Färbung!
Seinen Duft will ich einatmen bis zum Sterben!

Unter rötlicher Sonnen Gold, unter der Monde Perlmutt
Will ich . . . ohnmächtig werden und mich wähnen
verstorben,
Fern der aufdringlichen Tugenden Totengeläut!

M. P.

IN GEDANKEN AN DANIEL HALÉVY

*Sonett in Gedanken an Daniel Halévy,
während die Abwesenden aufgeschrieben werden*

Seine Augen sind wie die dunkel leuchtende Nacht
Er hat den schönen Kopf der ägyptischen Recken
In ihre bedächtigen Posen gebracht
Auf antiken Sarkophagen.

Seine Nase ist zierlich und stark
Wie die feinen hellen Kapitelle
Seine Lippen haben den dunklen Glanz
Der errötenden Preiselbeere.

In seiner reichen Seele, lachend und ausgelassen
Spiegelt sich das Universum
Wie ein glorreicher Bilderbogen

Indes ein Feuer, zart und erlesen
Diese Seele und diesen nubischen Körper belebt
Mit einer köstlichen und zauberhaften Lebhaftigkeit.

FÜR DIE REVUE LILAS

Unter Vorbehalt späterer Vernichtung
Meinem lieben Freund Jacques Bizet

Fünfzehn Jahre. Sieben Uhr abends. Oktober
Der Himmel ist von dunklem Violett, mit leuchtenden Flecken gezeichnet. Alle Dinge sind schwarz. Oh!
Mein kleiner Freund, warum sitze ich nicht auf Deinen Knien, den Kopf an Deinem Hals, warum liebst Du mich

nicht?¹ Jetzt sind die Lampen da, das Grauen der Alltagsdinge.

Sie bedrücken mich. Die Nacht, die wie ein schwarzer Deckel herabsinkt, gebietet der am Tag inbrünstig geährten Hoffnung, ihr zu entkommen, Einhalt. Jetzt ist das Grauen der Alltagsdinge da und die Schlaflosigkeit der ersten Abendstunden, während man über mir Walzer spielt und ich in einem Nebenzimmer das nervenzerrüttende Geräusch höre, mit dem Geschirr bewegt wird . . . – Oh! Mein kleiner Freund² . . .

Siebzehn Jahre. Elf Uhr abends. Oktober. Schwach beleuchtet die Lampe die dunklen Winkel meines Zimmers und verbreitet einen großen Kreis hellen Lichts, in den meine Hand, mit einem mal bernsteinfarben, mein Buch, mein Schreibtisch geraten. An den Wänden erblauen dünne Mondstrahlen, eingedrungen durch eine unmerkliche Öffnung der roten Vorhänge.

In der großen stillen Wohnung sind alle zu Bett gegangen . . . Ich öffne nochmals das Fenster, um ein letztesmal das süße, falbe, beinahe ganz runde Gesicht des Freundes Mond wiederzusehen. Ich höre etwas wie den sehr frischen, kalten Atem aller schlafenden Dinge – den Baum, aus dem blaues Licht leckt, ein schönes blaues Licht, das in der Ferne am Ende einer Straßenflucht blaue, blasse Pflastersteine verklärt wie eine elektrisch beleuchtete Polarlandschaft. Darüber erstrecken sich die unendlichen blauen Felder, wo zerbrechliche Sterne blühen . . . Ich habe das Fenster wieder geschlossen. Ich liege im Bett. Meine Lampe, die neben meinem Bett inmitten von Gläsern, Flaschen mit kühlen Getränken, kostbar eingebundenen Büchlein, Freundschafts- und Liebesbriefen auf einem Tischchen steht, erhellt undeutlich meine Bibliothek im Hintergrund. Die göttliche Stunde! Außerstande, sie zu bezwingen, habe ich die Alltagsdinge ge-